

In einem Artikel in „Bilder und Zeiten“ vom 9. März hat Burkhard Müller über das erste Gebot des Dekalogs, der Zehn Gebote, oder, wie es vom Hebräischen besser heißen sollte, das Zehnwort, reflektiert. Es ist nicht nur in Deutschland eine weit verbreitete Tradition, dass sich exegetische und theologische Laien zur Bibel äußern. Wir verdanken beispielsweise Thomas Mann als einem solchen Laien wunderbare Werke der Literatur. Allerdings muss ein Beitrag, der den Weg in die Öffentlichkeit findet, damit rechnen, dass er bei einer kundigen Leserschaft Assoziationen weckt, die der Autor nicht annähernd im Blick hatte.

Dies ist das Risiko, das ein Autor auf sich nimmt, wenn er über ein Thema schreibt, das er von der Sache her vielleicht nicht ganz überblickt, gleichwohl aber eine Meinung dazu äußern möchte. Der Autor hat diese Assoziationen selbst nicht in der Hand, und die kundige Leserschaft müsste sich dumm stellen, um sie zu unterdrücken. Deshalb gilt auch andersherum: Wer einen veröffentlichten Text kritisiert, weil er einige Dinge besser einzuordnen vermeint, bezieht sich auf diesen Text, nicht auf dessen Autor. Dieser bleibt in diesem Zwiesgespräch zwischen Text und Leserschaft außen vor.

Der vorliegende Text dekonstruiert zunächst die an den Dekalog gerichtete Erwartung, dass dieser das ethische Grundgerüst der Menschheit sei: „Die Verbotsform klingt grimmig, macht es den Leuten aber faktisch recht einfach: Sie müssen bloß bestimmte Dinge bleiben lassen, und sie stehen schon auf der richtigen Seite.“

Damit überrascht der Text, weil er den Dekalog gerade nicht – wie so oft – mit den Menschenrechten in Beziehung setzt, sondern dem biblischen Text eine ethische Banalität unterstellt. Das mag provokant gemeint sein, ist aber, gerade gegenüber der Bibel, kein seltenes Verfahren. Diese Provokation führt der Text mit dem Hinweis auf den „eiferstüchtigen Gott“ weiter, der als eine „embryonale Frühform“ des Monotheismus dargestellt wird. Dies ist allerdings weniger provokant, als der Text suggeriert, da es in der Religionsgeschichte schon lange bekannt ist, dass sich der Monotheismus langsam entwickelt hat (Fachbegriff: Henotheismus als Vorform) und im Tanach, dem „Alten Testament“, erst in seinen literarisch späteren Schichten zur Ausreifung gelangt. Gleichwohl passt es zum Duktus des Textes, einen hoch angesehenen biblischen Text zu dekonstruieren. Hier hat die kundige Leserschaft allenfalls Assoziationen zur üblichen Religionskritik, die sich insbesondere und gerne an der Bibel abarbeitet.

Allerdings geht der Text weiter, indem er eine Gegenüberstellung zwischen „Treue“ und „Glaube“ konstruiert, die darin mündet, dass diese Gegenüberstellung in Christentum und Judentum ihre Form erhalten habe: „In diesem Unterschied zwischen einer Treue- und einer Glaubensbeziehung darf man die eigentliche Differenz von Judentum und Christentum verorten.“

Dies ist nun eine vom ausgehenden Bibeltext (Dekalog) völlig losgelöste Äußerung: Die Dichotomie zwischen Treu und Glauben wird übertragen auf die beiden Religionen Judentum und Christentum. Der Text lässt keine Zweifel, dass er das nachbiblische Judentum und nicht die altisraelitische Kultreligion, die sich in den Texten des Tanach (des Alten Testaments) widerspiegelt, im Blick hat. Damit hat sich der Text allerdings in ein Assoziationsfeld begeben, das in keiner Weise unschuldig ist. Es ist nämlich die seit zweitausend Jahren eingeübte christliche Dichotomisierung zwischen Altem und Neuem Bund, zwischen Israel und Kirche, zwischen Gesetz und Evangelium, die am zeitgenössischen Judentum festgemacht wurde. Dies zumindest springt jüdisch-theologisch versierten Lesern direkt ins Auge.

Der Text insinuiert bedauernd, dass beide Prinzipien im Christentum realisiert seien: „Im Grunde aber kann das Christentum mit dem Alten Testament [...] ja gar nichts anfangen. Trotzdem hielt es aus Gründen, die in seiner Frühzeit liegen, diese Aneignung für unumgänglich. Es vollzog sie, indem es systematisch das, was beide Religionen trennt, überspielte.“

Diese Aussage eröffnet nun ein noch viel größeres Problemfeld, das über das eigentliche Thema weit hinauswächst: Es ist die alte Forderung eines gewissen Marcion, dass sich das Christentum von der jüdischen Religion zu lösen, also das Alte Testament abzustreifen habe. Das Christentum sei nur dann ganz bei sich, wenn es das Judentum aus sich entlasse. Notger Slenczka hatte mit seinem Aufsatz „Die Kirche und das Alte Testament“ 2015 eine breite Debatte um die Rolle des Alten Testaments in den Kirchen ausgelöst, wollte dies jedoch dezidiert im Rahmen von christlich-jüdischen Verständigungsbemühungen (also in Absetzung zur alten christlichen Tradition) verstanden wissen. Schon damals war klar, dass dieses Assoziationsfeld ein Minenfeld darstellte.

Aber der Text beharrt auf seiner Sicht und verschärft diese noch weiter, indem er behauptet, dass das Alte Testament nicht ins Christentum gehöre und als eine „krasse Narbe“ betrachtet werden müsse: „Man versteht die Bibel, dieses merkwürdige Zwie-Buch des Christentums, vielleicht am ehesten, wenn man seinen im Verhältnis zur eigentlichen Heilsgeschichte überlagerten ersten Teil als die krasse Narbe betrachtet, die am jungen Körper zurückblieb, als er sich vom älteren abschnitt.“

Weil das Alte Testament gerade nicht zur „eigentlichen Heilsgeschichte“ gehört und deshalb „abgeschnitten“ werden muss, hat es mit der christlichen Religion nichts zu tun. Der Text

schafft es also, sich in seinen Äußerungen gegen die christliche Tradition gegenüber dem Alten Testament positionieren zu können und gleichzeitig eine alte christliche Tradition aufzugreifen – die alte Dichotomisierung als argumentative Denkfigur: Das Alte steht gegen einen „jungen Körper“, die eigentliche gegen die uneigentliche Heilsgeschichte, die Narbe verweist auf Vergangenes, während der „junge Körper“ lebt. Dass sich religionsgeschichtlich nach der Zerstörung des zweiten Jerusalemer Tempels das junge Christentum und das rabbinische Judentum gleichzeitig entwickelten, beide also aus diesem „ersten Teil“ heraus entstanden (Stichwort: *parting of the ways*), ist mittlerweile eine theologische Binsenweisheit, die es allerdings verbietet, das eine als Vernarbtes und damit Abgestorbenes und das andere als lebendes Neues zu präsentieren.

Deshalb ist das erste Ergebnis enttäuschend: Auch wenn der Text vorgibt, eine neue Erkennt-

nis in der Gegenüberstellung von Treue und Glaube ausgemacht zu haben, die es nun gegen das Christentum ins Bewusstsein zu rufen gelte, so bleibt er dennoch in einem Schema, das so neu nicht ist. Dass der Text hierzu auch noch das Judentum in die Mitte des Interesses stellt, macht das Ganze nicht einfacher, da er sich hiermit in ein Fahrwasser begibt, das – ohne profunde Kenntnisse des Judentums – das inhaltliche Kernere voraussehbar werden lässt.

Der Text weist also mit dem Thema Entjudaisierung des Christentums (erwartbar) eine Seite auf, die gerade aus jüdischer Perspektive aufmerken lässt. Er macht also nicht einfach Aussagen zum Christentum, sondern, und offensichtlich mit streiterischem Elan, auch generalisierende Aussagen zum Judentum selbst. Dass der Text leider oftmals promiscue das Judentum auch als Altes Testament versteht, lässt den Text bereits in dieser Betrachtung in Schiefen geraten. „Das Judentum funktioniert im Wesentlichen als die

Abstammungsgemeinschaft einer Gruppe, deren Hauptaugenmerk darauf liegt, sich als Minorität nicht mit den anderen zu vermischen, auf dem Ideal der Reinheit also.“

Diese Aussagen sollen vermutlich nicht historisch verstanden werden, sind aber ohne eine historische Rückbindung phrasenhaft und generalisierend und wecken Assoziationen, die problematisch erscheinen können. Zum Beispiel ist das Judentum ja nicht von sich aus eine Minorität, sondern wurde aufgrund historischer Ereignisse zu einer solchen gemacht.

Und worauf bezieht sich die Aussage, dass sich das Judentum nicht mit anderen vermischen wolle? Auf die Volksgemeinschaft? Konversionen zum Judentum sind aber grundsätzlich möglich. Auf kulturelle Gemeinsamkeiten? Immerhin gab sich das deutsche Judentum im neunzehnten Jahrhundert den Akkulturationsbestrebungen in einer Weise hin, die nun vor allem in der christlich-deutschen Gesellschaft einen Be-



Natürlich gehört das Alte Testament zum Christentum: Moses kehrt mit den Gesetzestafeln vom Berg Sinai zurück.

Foto Interfoto

griff der Volksreinheit erstehen ließ, der mit einem biologischen Antisemitismus kontrastiert wurde.

Welche Konsequenzen dies für die deutschen Juden hatte, ist bekannt. Der Reinheitsbegriff ist also nicht, wie der Text unterstellt, eine Grille des Judentums, sondern eine völkische Vorstellung einer breiten Bewegung, die keine rassische Vermischung zulassen wollte. Die Assoziation „Reinheit“ bezüglich einer sozialen Gruppe schlägt hier zurück und lässt erkennen, dass ein Text so unschuldig nicht ist, wie er vorgibt zu sein.

Was will aber der Text mit solchen Verweisen aussagen? Hier soll offensichtlich ein Judentum konstruiert werden, das in die Gegenüberstellung von Treue und Glauben, von Judentum und Christentum besser passt. Vermischungsverbot, Reinheit einer sozialen Gruppe sind offensichtlich Denkfiguren, die die „Treue“ (als das Prinzip des Judentums) illustrieren sollen, aber weshalb dies hier so in den Mittelpunkt gestellt wird, erschließt sich dem Leser nicht. Vielleicht hat ja der Furor, mit dem das Alte Testament zu Beginn dekonstruiert werden sollte, das Judentum als zu dekonstruierendes Konstrukt gleich miteinbezogen. Die unscharfe Gleichsetzung zwischen altisraelitischer Religion, Altem Testament und Judentum, die nicht nur in diesem Text als Unsinn entlarvt werden muss, legt eine solche Möglichkeit nahe.

Allerdings führt der Text noch weitere (keineswegs kenntnisreiche) Details zum Judentum auf und führt damit die bisher eingeschlagene Linie fort: „Das Judentum hingegen setzt den Akzent auf das äußere Verhalten, das ein solches der rigiden Abgrenzung ist, und gestaltet sich darum zu einer Religion der Gesetze. Infolgedessen gibt es im Christentum nur zwei Gebote, die Liebe zu Gott und zum Nächsten, im Judentum aber, wie es heißt, 613.“

Dieser Vorwurf der Äußerlichkeit durch Gesetzlichkeit begleitet das Judentum, seit es in der christlichen Hemisphäre beheimatet ist. Es mündet in der reformatorischen Kurzformel von Gesetz und Evangelium, sodass der Text auch von dieser Seite auf die christliche Dichotomisierung zurückfällt. Vor diesem Hintergrund verwundert es denn auch nicht, dass das Judentum auch Assoziationen ermöglicht, die als überwunden gelten: „Das Judentum, wenigstens in seiner alttestamentarischen Form, stellt eine sozusagen bloß physische Religion dar. Mit dem Tod des Menschen endet Gottes Macht und Zuständigkeit. Was Jahwe seinen Getreuen stattdessen in Aussicht stellt, sind rein irdische Verheißungen: ein hohes Alter, materielles Wohlergehen, eine zahlreiche Nachkommenschaft.“

Hier gerät der Gedankengang auf eine ganz schräge Bahn. In der 1861 veröffentlichten anonymen Schrift „Die Juden und der deutsche Staat“ heißt es: „Um den materiellen Vorteil dreht sich die Welt der Juden, auf den Profit hat er seinen Gott gestellt, auf den Profit prüft er ihn, und wegen des Profits gehorcht er ihm. Seine Religion ist die Religion des Vorteils. Nirgends findet sich in derselben ein höherer Gesichtspunkt.“

Die jüdische Religion als eine bloß irdische Einrichtung für den Vorteil der eigenen Gruppe ist also ein altes Ideologem. Auch wenn die Gehässigkeit des Textes von 1861 in unserem Text selbstverständlich fehlt, so rückt er sich selbst doch in die Nähe eines Stereotyps, das dem Judentum (und im Christentum!) nicht unbekannt ist. Aber auch der Begriff „physische Religion“ scheint in diese Richtung zu weisen. Vermutlich ist er nicht als Zitat des vergleichenden Religionswissenschaftlers und Indologen Friedrich Max Müller (1823 bis 1900) gedacht, der 1891 ein Buch mit dem Titel „Physical Religion“ (deutsch 1892) veröffentlicht hatte. Müller hatte auch bereits „Arier“ und „Semiten“ einander gegenübergestellt und wurde auf diese Weise – ganz gegen seinen Willen – mehrfach von bekennenden Antisemiten wie Houston Stewart Chamberlain (1855 bis 1927) vergrößernd popularisiert, worauf übrigens auch Müller als Autor keinen Einfluss hatte.

In diesem Kontext wird „physische Religion“ zu einer natürlichen Erscheinung und ist eben keine kulturell-geistige Leistung, was wiederum zur Aussage passt, dass das Judentum keine wirkliche Religion, sondern eine äußerliche, gesetzliche Handlung sei (davon war übrigens auch Kant überzeugt). Dies sind Ausrichtungen von Aussagen, die in ein lange bekanntes Assoziationsfeld reichen, und es wird weiterhin nicht klar, was damit letztlich ausgesagt werden sollte. Weshalb bedarf es der Anhäufung von Aussagen zum Judentum, die, außer in einem bekannten Assoziationsfeld, sonst nirgendwo verankert sind?

Auch die folgende Passage versteigt sich weiter in diese Richtung: „Das Volk Israel soll sich von den anderen vor allem unterscheiden. So entsteht das Bilderverbot aus demselben Geist wie das Verbot von Schweinefleisch: Schweine sind das typische Vieh und Nahrungsmittel ortsansässiger Ackerbauern, während die Nomaden solche Haustiere bevorzugten, die über weite Strecken getrieben werden können, sprich Schafe und Ziegen, später auch Kamele. Du sollst kein Schweinefleisch essen heißt darum dasselbe wie du sollst dir kein Bildnis machen, nämlich: du sollst keine Gemeinschaft mit den anderen halten [...]. So bekräftigt das Judentum, wie nach ihm der in ähnlicher Umwelt entstandene Islam, die uralte Fehlschneidung zwischen Ackerbauern und Viehzüchtern, Farmern und Ranchern, Kain und Abel.“

Der Text eröffnet eine mächtige Wissenslücke, denn Kamele sind eben gerade keine koscheren Tiere; der Autor weiß auch nichts von den archäologischen Funden, auf die der Alttesta-

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Können Texte unschuldig sein?

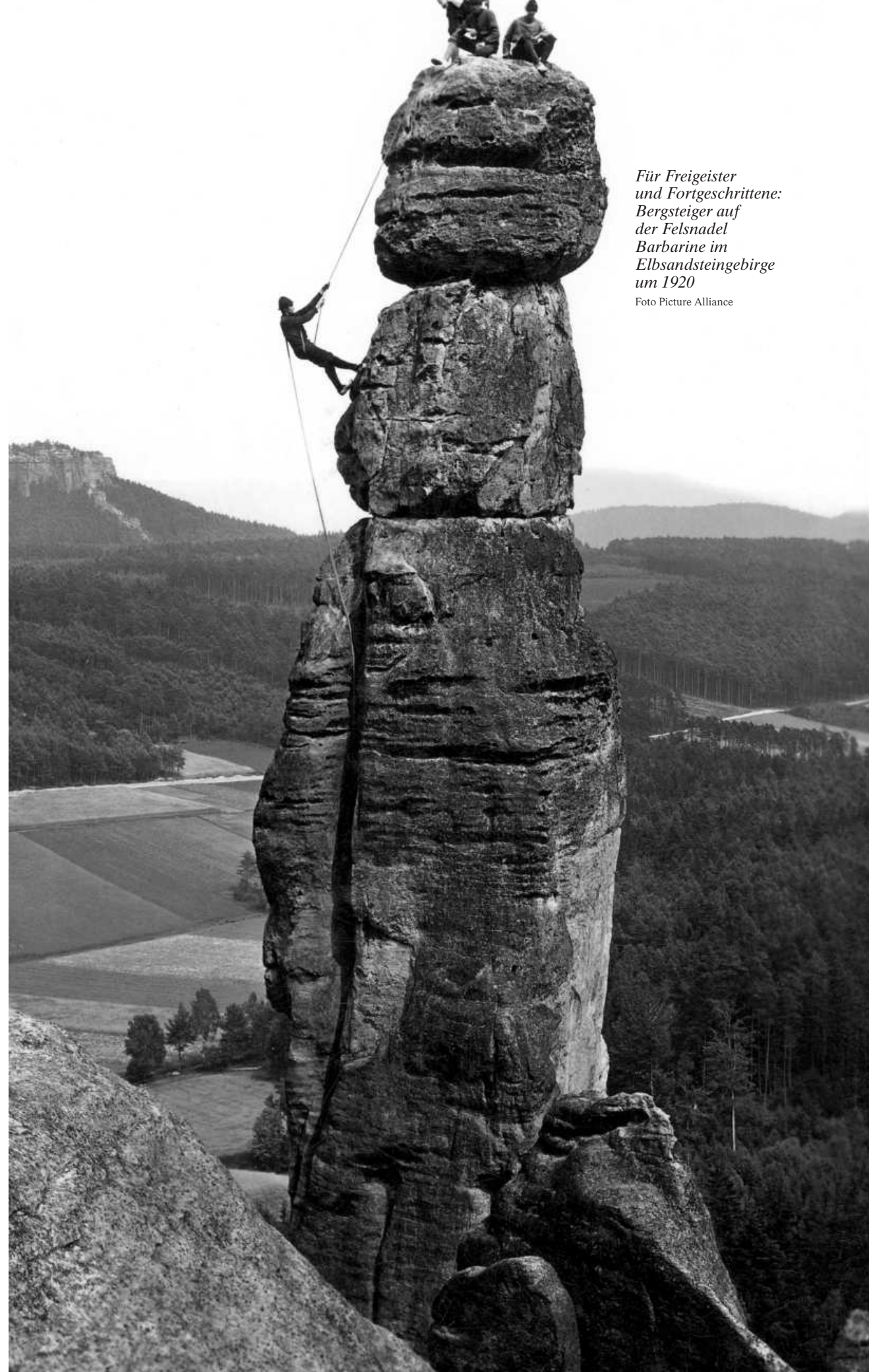
Ich bin dein Gott: Eine Replik auf den Essay von Burkhard Müller zum Ersten Gebot.

Von Bruno Landthaler und Hanna Liss

Kulturelles Klettern

Hier ist alles etwas anders als in den Alpen: Von der Bedeutung des Bergsteigens in der Sächsischen Schweiz.

Von Fabian Schmitter



Für Freigeister und Fortgeschrittene: Bergsteiger auf der Felsnadel Barbarine im Elbsandsteingebirge um 1920
Foto Picture Alliance

Wir spürten zwar nicht gerade den Tod im Nacken wie im Gassenhauer „Bergvagabunden“. Die Angst allerdings kroch uns mit jedem Meter tiefer unter die Haut. In der achtzig Meter hohen Südwand des Großen Zschirnsteins pfiff der Wind so stark um unsere Nasen, dass er die locker geworfenen Sicherungsschlingen von den Felszacken riss.

Wie ernst die Angaben im Kletterführer – „fast schon hochalpine Bergfahrt“ – zu nehmen sind, ahnten wir Grünschnäbel im Sandsteinklettern der Sächsischen Schweiz nicht. Wir fanden nicht einen Haken. Obwohl wir „physisch und psychisch in der Lage sind, Stand an selbst angebrachten Schlingen zu machen“, geriet uns die Kletterei zum veritablen Abenteuer. Haken vermitteln nicht nur Sicherheit, sie dienen auch zur Orientierung.

Auf dem Gipfel verriet uns drei Franken, sie führen nur noch in die Sächsische Schweiz. Für ein ursprüngliches Klettern, bei dem die Kletterer sowohl an den Felsen als auch in den Wäldern den Weg noch suchen und für ihre Sicherheit selbst besorgt sein müssten. Dann stapften sie auf Schleichwegen davon. Wir dagegen verirrt uns auf ihren Spuren.

Frank Richter lacht, als ich davon erzähle. Wir sitzen am äußersten Stadtrand Dresdens am Schreibtisch des bald Achtzigjährigen, wo er mir das sächsische Klettern erklärt. Der Chronist und Fotograf des sächsischen Bergsteigens, wie es etwas hochtrabend heißt, ist mit dem Klettergebiet ebenso vertraut wie mit dem Kulturraum.

Schelmisch will ich wissen, ob die Alpen nicht verlockender gewesen seien als Felstürme, die kaum über die Baumwipfel des Waldes hinausragen. Natürlich wären sie gerne in die Alpen gefahren, aber das sei zur Zeit des Eisernen Vorhangs unmöglich gewesen, bedauert Richter. Nach der Wende habe der jugendliche Übermut dann gefehlt. Stattdessen habe er mit seiner Frau die Alpen auf Wanderwegen und Klettersteigen erkundet.

Während Richter sich verblüffenderweise durch Bücher den Alpen näherte, entferne ich mich zugunsten der Bücher immer weiter von ihnen. Der Titel über Hugo Loetschers Aufsätzen zur literarischen Schweiz schießt mir durch den Kopf: „Lesen statt klettern“ (2003). Erst im achtzehnten Jahrhundert hätten urbane Schriftsteller der Aufklärungszeit wie der Berner Albrecht von Haller oder der Zürcher Salomon Geßner die Bergwelt als Hort der Ursprünglichkeit verklärt.

Die Geschichte Thomas Plattners aus dem sechzehnten Jahrhundert dagegen, die Loetschers Aufsatzsammlung die Richtung weist, steht stellvertretend für alle, die ihren Alpentälern den Rücken kehren mussten, um der Armut zu entkommen, lesen zu lernen und etwas aus sich zu machen. Der Walliser Geißbub habe sich – mithilfe seines exotischen Dialekts – durch die süddeutschen Städte gebettelt, um später in Basel ein angesehener Drucker, Pädagoge und Wissenschaftler zu werden, schreibt Loetscher. Davor aber seien ihm die Berge ebenso „grausig“ erschienen, wie der Strohsack im Winter unbequem gewesen sei. Die Geschichte Plattners kommt mir merkwürdig vertraut vor.

Für Richter jedoch verkehrte sich Loetschers Invektive gegen Schweizer Bergromantik. Er und seine Seilgefährten brachen legend in die Alpen auf. Bücher wie Karl Lukans „Wilde Gesellen vom Sturmwind umweht ...“ (1968) hätten ein unwiderstehliches Bergsteigerleben geschildert, erinnert sich Richter und fügt lakonisch an: „Die meisten der sächsischen Bergsteiger kannten sich in den Alpen gut aus, obwohl sie nie dort waren.“

Mit dem trendigen Sportklettern, dessen touristisch-ökonomisches Potential in der Fränkischen Schweiz die Natur belastet, hat die Sächsische Schweiz bis heute wenig zu tun. Zwar bemüht sich auch die Elbsandsteingebirge seit Jahrzehnten um Tourismus. Wanderungen auf dem Malerweg rangieren aber weit vor dem Klettern, auch wenn die Touristenmassen an einem sonnigen Wochenende bald mehr die Seilschaften an den berühmten Basteifelsen als die Reste der spektakulären Burg bestaunen.

Was Schweiz heißt, muss offenbar ein Sonderfall sein. Tatsächlich ist das sächsische Klettern so besonders, dass es vergangene Woche zum immateriellen Kulturerbe Deutschlands erklärt wurde. Trotz ihres Namens kannte ich, ein Schweizer in Sachsen, die Bedeutung der Sächsischen Schweiz für die Kletter- und Alpingeschichte jedoch nicht. Namen wie Oskar Schuster oder Bernd Arnold sagten mir nichts. Das sächsische Bergsteigen allerdings ringt mit den Alpenländern und England um nicht weniger als die Erfindung des Freikletterns, auch wenn der Ursprung den „Alpengeschichte(n)“ des Bergexperten Stefan König gemäß eher in England und Österreich liegt. Doch hat sich der Geist des Freikletterns nirgends so erhalten wie in der Sächsischen Schweiz.

Trieb die Neugierde auf unerforschte Gebiete die Menschen einst an, mit allen erdenklichen Hilfsmitteln auf hohe Berge zu steigen, bemächtigte sich mit zunehmender Erschließung der Natur ein sportlicher Gedanke des Kletterns. Das unerforschte Gebiet verschob sich von der Natur in den Menschen hinein. Die menschliche Leistungsfähigkeit rückte ins Zentrum.

Weil in der wildromantischen Landschaft des Elbsandsteingebirges kaum objektive Gefahren lauern, eignete sich das Gebiet zur Kultivierung dieser – romantischen – Kletterhaltung. Das sächsische Klettern steht in einer Tradition, deren wirkmächtigsten Ausdruck Caspar David Friedrichs Gemälde „Der Wanderer über dem Nebelmeer“ bildet. Wie kaum eine andere Landschaft symbolisieren die Tore, Schluchten und Türme des Elbsandsteingebirges Romantik.

Mit dem berühmten Vorgänger befasste sich auch der Fotograf Frank Richter und zeichnete für die inhaltliche Konzeption des historischen Teils des Malerwegs verantwortlich. Friedrich war aber nicht der einzige Maler, den die bizarren Felsformationen der Sächsischen Schweiz in ihren Bann zogen. Die Bezeichnung Sächsische Schweiz ebenso wie der Malerweg gehen wohl auf den Schweizer Kupferstecher Adrian Zingg, 1766 an die Königliche Kunstakademie in Dresden geholt, zurück.

Der Nervenkitzel, für den in den Alpen die natürlichen Gefahren sorgen, transformierte sich in der Sächsischen Schweiz zu rigiden –

anfangs informellen, später festgeschriebenen – Kletterregeln. Diese schützen die Natur (insbesondere den fragilen Sandstein) wie den Sportsgeist, sodass das Klettern im Elbsandsteingebirge eine ebenso psychische wie physische Herausforderung ist. Neue Routen müssen von unten direkt erklettert werden. Der Einsatz von Hilfsmitteln ist minimal, Magnesium verboten. Charakteristische Eiserringe anstelle üblicher Haken kommen nur in großen Abständen an besonders schwierigen Stellen zum Einsatz. Unter diesen Voraussetzungen bleibt das Klettern den Waghalsigen vorbehalten.

Dass das sächsische Bergsteigen, so rechtfertigt es seinen Namen, Spitzenbergsteiger hervorbrachte, die am Sandstein nicht nur trainierten, sondern auch brillierten, scheint folgerichtig. Die Legende Oskar Schuster (1873 bis 1917), Pionier der Sächsischen Schweiz schlechthin, erklomm im Winter 1898 mit dem Zillertaler Heinrich Moser erstmals einen Viertausender auf Skiern. Fritz Wiessner (1900 bis 1988), 1929 in die USA emigriert, machte sich einen Namen als Kletterer und Höhenbergsteiger. Nicht zuletzt prägte er das Freiklettern in Amerika. Und Dietrich Hasse (1933 bis 2022), der für die erste Direttissima durch die Nordwand der Großen Zinne in Südtirol und das Standardwerk „Felsenheimat Elbsandsteingebirge“ bekannt ist, stammt gar aus Bad Schandau. 1955 verließ er die DDR jedoch und fungierte fortan als Bindeglied zwischen dem Westen und der Sächsischen Schweiz.

Musste anfänglich beim Setzen der Ringe einhändig gebohrt und geklebt werden, so erzwingt der Jahrhundertkletterer Bernd Arnold Änderungen. Die starren Regeln bremsen sein Talent allzu sehr. Fortan durften sich Kletterer beim Setzen von Ringen mittels einer Schlinge stabilisieren. Und festgehalten von Richters Kamera, öffnete Arnold – häufig barfuß – neue Horizonte, als das Klettern in der Sächsischen Schweiz seinen – romantischen – Zenit überschritten zu haben schien. Aber: Die Regeln mussten geändert werden. Seither haben immer wieder kleine Regeländerungen zu neuen Höchstleistungen und ebenso hitzigen Debatten geführt.

Weit mehr als in den Alpen, wo die Kommerzialisierung des Bergsports ein breites Publikum bedient, obliegen die Kletterregeln in der Sächsischen Schweiz bis heute einer Elite von talentierten Freizeitsportlern. Tobias Wolf, einst Mitglied des Deutschen Nationalkaders im Sportklettern und weltweit aktiver Kletterer, bedauert jedoch kaum, sein Hobby nicht zum Beruf gemacht zu haben. Dem Versuch, von Kletterkursen zu leben, habe ohnehin ein rauer Wind entgegengeblasen, erklärt der Dreißigjährige.

Naheliegt, dass das sächsische Freiklettern unter DDR-Bedingungen auch politische Freiheit atmete. Die zentralistische SED habe versucht, die bürgerlichen Bergsteigerclubs in Sachsen unter die Kontrolle des Deutschen Verbands für Wandern, Bergsteigen und Orientierungslauf zu zwingen, erklärt Richter. Die historische Parallellität von Bergsteigerclubs und Arbeitersportvereinen habe die SED instrumentalisiert. Offiziell verboten, hätten sich die Clubs unter der Hand gehalten.

Altersmild blickt Richter auf die Spaltung der sächsischen Klettererszene zurück. Trotzdem schwingt Verachtung mit. Und die alten Geheißigkeiten werden spürbar. Der Streit sei bis heute nicht beigelegt, fügt Richter an und erzählt dann von eingesperrten und geflohenen Freunden, viele, wie Richter selbst, christlich. Klettern und Kirche: Was für einen Schweizer konservativer nicht klingen könnte, ist unter DDR-Bedingungen eine besonders subversive Mischung.

Die Popularisierung und Professionalisierung des Bergsports im Westen, vorangetrieben durch die Buch- und Vortragsvermarktung von Größen wie Reinhold Messner, stand in der DDR unter anderen Bedingungen. Für ein Buch der Fotografien Richters gab es von der Staatsleitung weder ideelle Unterstützung noch Papier. So entwickelte auch Richter die DDR-typische Improvisationskunst.

Waren die Bergabende des Dresdner Stadtfachauschusses in den Siebzigern und Achtzigern auch brechend voll, hinkten die technischen Mittel dem westeuropäischen Standard hinterher. Richter erinnert sich an den Überblendprojektor bei einem Vortrag des österreichischen Abenteurers und Fotografen Franz Six: „Überblendprojektor, so was hatten wir überhaupt noch nicht gesehen.“ Notgedungen machte sich Richter als gelernter Elektroniker selbst an den Bau eines solchen Apparats. Fortan hielt er Vorträge. Die unfreiwillige Abschottung jedoch dürfte eine entscheidende Rolle bei der Erhaltung des traditionellen Klettergebiets gespielt haben.

In der DDR wurde das Elbsandsteingebirge zum Rückzugsgebiet derjenigen, die mit den martialischen Tönen der SED nichts am Hut hatten. Deren kampfbereiter Nationalismus erinnert an einen Militarismus, der auch die Geschichte der Alpen prägt. Die soldatische Kameradschaft – Frauen blieb der Zugang zu den Bergsteigerclubs lange Zeit genauso verwehrt wie zum Schweizer Alpenclub – dringt kaum verhüllt durch die Liedzeilen der erwähnten Bergvagabunden: Der „Fels ist bezwungen“ von „Brüder auf Leben und Tod“. Das Illustrationsbild des ersten Youtube-Treffers – Dr. Ludwig's Archive – rüstet die Bergvagabunden mit Fernglas und Geschütz aus. Berg- und Kriegsromantik liegen nahe beieinander.

Die Klettersteige etwa, die auch Richter und seine Frau durch die Alpen führten, haben ihren Ursprung in den Stellungskriegen des Ersten Weltkriegs. Stefan König fasst treffend zusammen: „Die Berge sind oft schön. Sie stillen unser Verlangen nach Idylle, Natur, Einsamkeit, Stille. Eine heile Welt aber sind sie nicht.“ Ob es angesichts dessen möglich ist, das Bergsteigen unpolitisch zu betreiben?

Der sächsische Eigensinn, wie er sich auch in den Kletterclubs und -regeln zeigt, schlägt unter veränderten Bedingungen leicht in einen (xenophoben) Isolationismus um. Die Angst, das eigene Klettergebiet an Fremde zu verlieren, ist groß. Wolf greift zur Erklärung auf einen Witz zurück: „Sagt in der Sächsischen Schweiz eine Mutter zur anderen: Ich muss nach'm Rechten sehen.“ Von einem „Säxit“ ist gern einmal die Rede. Da ist es ratsam, ein paar Bücher zur Hand zu nehmen und sich der Geschichte bewusst zu werden. Auch für uns gilt wohl: Hätten wir doch mehr gelesen, statt einfach draufloszuklettern.

Fabian Schmitter, Publizist aus der Schweiz, lebt in Leipzig. Auf dem Blog feuilletonf.com schreibt er monatlich über Ostdeutschland.

Fortsetzung von der vorherigen Seite

Ich bin dein Gott

mentler Christian Frevel hingewiesen hat, wonach sich gerade in der Eisen-II-Zeit in Städten des Nordreiches Israels Hinweise auf Schweinezucht finden. Schwerer wiegt allerdings, dass sich der Text mit der Aussage, wonach das Judentum eine Feindschaft zwischen Ackerbauern und Viehzüchtern bekräftigt, in eine Nähe zu Texten des neunzehnten Jahrhunderts bringt, die einer gebräuchlichen Denkfigur folgten. So schreibt zum Beispiel der Orientalist Adolf Wahrmund (1827 bis 1913) in seinem Buch „Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Juden Herrschaft“

von 1887: „Der Asiatismus ist in Europa insbesondere durch die Juden vertreten, die als Nomaden ein revolutionäres und den Errungenschaften der festansässigen Ackerbauern gegenüber ein auflösendes und zerstörendes, als Semiten ein dem Ariertum feindseliges, als Erben und Vertreter des Puniertums ein die freie Arbeit in Sklavendienst verwandelndes, und als ein vorchristlicher und ethnischer (heidnischer) d. i. auf nationaler Ausschließlichkeit fußender Religionsverband ein antichristliches Prinzip verkörpern.“

Es ist also nicht nur die Dichotomie von Treu und Glauben, sondern der Gegensatz von Nomaden und Sesshaften, der das Judentum hier so generalisierend – in seinem Prinzip und Wesen! – beschreibt und es gegen das Christentum positioniert. Auch dies sind alles andere als historisch irgendwie verifizierte Aussagen, vielmehr basieren sie auf einer mythologisierenden Grundkonstante (uralte Feindschaft!), mit der das Judentum dingfest gemacht werden soll. Hier wird suggeriert, dass der Gegensatz zwischen Christentum und Judentum nicht einfach ein Gegensatz in der religiösen Ausgestaltung ist, sondern ein tiefgreifender kultureller darstellt, der so tief sitzt, dass er nicht behoben werden kann. Es geht hier also nicht um das Verhältnis zwischen religiösen Gruppen (bei denen die eine die Majorität, die andere die Minorität bildet, also soziologisch

betrachtet äußerst kompliziert ist), sondern um eine gleichsam „wesenhafte“ Differenz.

Vielleicht machen solche Aussagen erst möglich, Altes Testament und Judentum promiscue zu verwenden. Ein Wesenskern bleibt sich immer gleich, egal, in welcher Erscheinung er gerade zu betrachten ist. Religionen und Kulturen unterliegen in dieser Sicht keinen dynamischen Prozessen, die die jeweiligen Entitäten verändern, sondern sind statische Gebilde, die sich als erratische Blöcke gegenüberstehen. Dass in diesem Zusammenhang der Text von der jüdischen Tradition als eine gegenüber dem Christentum „heterogene“ spricht, bestätigt dies und macht darüber hinaus deutlich, wie sehr hier allgemein gültige Kategorien und Homogenitätsvorstellungen Platz nehmen. Dies sind Vorstellungen und Denkfiguren, die dem deutschen neunzehnten Jahrhundert sehr vertraut, heute allerdings in dieser vergrößerten Weise kaum mehr zu rechtfertigen sind.

In der Postmoderne haben wir eigentlich gelernt, bezüglich kollektiven Identitäten (schon gar der anderen) zumindest vorsichtig zu sein, wenn wir sie mit allgemeinen Wesens- und Prinzipienaussagen beschreiben wollen. Religiöse Gebilde, das zeigt uns die (Religions-)Soziologie, sind nie erratisch, selbst dann nicht, wenn sie sich selbst als solche verstehen wollen (auch die verschiedenen Orthodoxien und Fundamentalismen unterliegen gesellschaftlichen und kulturellen

Wandlungen). Soziale Dynamiken (denen auch Religionen unterliegen) stehen dem entgegen, und wir haben keinen Erkenntnisgewinn, wenn wir dies im 21. Jahrhundert ignorieren. Ebenso wenig sind Homogenitätsphantasien gerade an-



Moses und das Goldene Kalb

Foto AGK

gesichts von reaktionären Parteien intellektuell gewinnbringend, weshalb „Heterogenität“ nicht im Sinne von „nicht dazugehörig“, sondern im Sinn von „vielfältig“ zu verstehen sein sollte.

In dieser Hinsicht sollte man sich doch einmal vom neunzehnten Jahrhundert verabschieden und keine grundsätzlichen Aussagen zum „Wesen“ der Religionen – keiner Religion – mehr vornehmen. Mehr noch: Religionsgeschichtliche oder theologische Darlegungen, die ohne exegetische, soziale, historische oder soziologische Verankerungen auskommen und unbedarften Lesern das „Wesen“ einer Religion, hier: des Judentums präsentieren, können nur die schlimmsten Assoziationen hervorrufen, die wir – gerade in diesen Zeiten – lieber beerdigen oder historisch reflektieren sollten. Dies mag für die Religionskritik keine einfache Einsicht sein, da eine erratisch konstruierte Vorstellung von Religion einen Feind darstellt, der leicht zu Fall zu bringen ist. Deshalb sollte auch die Religionskritik, wenn wir den Text als solchen lesen, im 21. Jahrhundert ankommen und sich den Dynamiken in den Religionen annehmen.

Bruno Landthaler ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Jüdische Religionspädagogik an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.
Hanna Liss ist ebendort Inhaberin des Lehrstuhls Bibel und Jüdische Bibelauslegung.



Die Gewalt geht nicht vom Volk aus.
Sie geht zu ihm hin.
Foto Sebastian Mast

I. Die Zehn Gebote haben sich bis heute ein bemerkenswertes Renommee bewahrt: Als läge darin die Sittlichkeit mindestens des jüdisch-christlichen Kulturraums, eigentlich aber der Menschheit überhaupt in einer Art zehnzelligen Stenogramm vor, dem kein Mensch guten Willens seine Zustimmung verweigern kann. Sie decken die Bereiche des Verhältnisses der Menschen zu Gott und ihrer sozialen Interaktion untereinander ab, prägen sich dem Gedächtnis ein (wenigstens taten sie das bis vor Kurzem) und veranlassen noch im Jahr 2024 eine zehnteilige Vortragsreihe – unsere –, die sie Stück für Stück beim Namen ruft. Gebote sind von ihnen genau genommen ja nur zwei, die mit „Du sollst“ beginnen, während es sich bei den anderen acht um Verbote handelt, „Du sollst nicht“. Sortiert werden sie aber zumeist nicht nach diesem Unterschied, sondern danach, ob sie das Verhältnis zu Gott oder das der Menschen untereinander betreffen, was eine Unterteilung 3:7 ergibt. Die bildende Kunst der christlichen Zeit hat die Szene, wo Moses die Gesetzestafeln, die er vom Berg Sinai heruntergebracht hat, dem Volk Israel präsentiert, gern und immer mit Pathos dargestellt; meist erscheint auf diesen Tafeln nicht der Wortlaut (was ja auch kein malerisches Thema wäre), sondern abkürzend die römischen Zahlzeichen von I bis X, I bis III (die göttlichen) auf der ersten, IV bis X (die menschlichen) auf der zweiten der beiden Tafeln.

II. Es empfiehlt sich, die Verleihung der Gebote in ihrem biblischen Kontext zu lesen, das heißt Buch Exodus, Kapitel 19 und 20 und dann wieder Kapitel 32, 33 und den Anfang von 34. Vernachlässigt man dieses nicht nur im übertragenen Sinn vulkanische Umfeld ihres Zustandekommens, so ergibt sich der zwar nicht unberechtigte, dennoch irreführende Eindruck eines Mangels an Ordnung und Subsumtion. Dann erscheinen die Gebote IX und X – du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, du sollst nicht begehren deines Nächsten Hab und Gut – als ein unkonzentrierter Nachklapp zu VI und VII – du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen. Durchnummeriert werden die Gebote an Ort und Stelle übrigens noch nicht; stattdessen erscheint die in der ganzen Bibel übliche (gleichfalls erst nachträglich hinzugefügte) Verzählung, die dem ersten Gebot die Verse 19, 1–6, dem zweiten 19, 7, dem dritten 19, 8–11, jedem weiteren Gebot je einen Vers und nur dem neunten und dem zehnten zusammen Vers 17 zuweist. Um ein Gesetzbuch mit logisch eingeteilten Paragraphen handelt es sich dabei offenkundig nicht.

Auch die Ratifizierung vollzieht sich nicht nach rechtsstaatlichen Prinzipien; sondern es ertönen zum Abschluss Donner, Blitz und Hörnerklänge, und es raucht der Berg Sinai. Das Volk ist voller Angst und zittert, es fleht Moses an: „Sprich du mit Gott, wir würden das nicht überleben! Die Gewalt geht vom Volk nicht aus, wie im Grundgesetz, sondern sie geht zu ihm hin. Modus der Verkündigung ist der Schrecken:

Nur wer sehr tief erschrocken ist, merkt sich, worum es geht.

III. Das erste Gebot lautet in der kürzeren knappen Form, in der es meist zitiert wird: Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Doch dies ist nur ein Satz von mehreren, die Gott zu diesem Thema äußert. Vor Ort, das heißt in der Heiligen Schrift, umfasst die Passage fast die Hälfte des gesamten Gebote-Texts. In voller Länge lautet das erste Gebot, wenn man es denn noch so nennen will (zitiert nach der Einheitsübersetzung):

„Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklaventum. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgend etwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde. Du sollst dich nicht vor anderen Göttern niederwerfen und dich nicht verpflichten, ihnen zu dienen. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott. Bei denen, die mir feind sind, verfolge ich die Schuld der Väter an den Söhnen, an der dritten und der vierten Generation; bei denen, die mich lieben und auf meine Gebote achten, erweise ich Tausenden meine Huld.“

Das entfaltet sich mit einigem mehr an Breite als „Du sollst nicht stehlen“ oder „Du sollst nicht morden“, die danach kommen. Schwer erwehrt man sich des Eindrucks, dass dem Gebote verkündenden Gott die Verhältnisse der Menschen untereinander längst nicht so wichtig sind wie das, was seine eigene Person betrifft. Auch das dritte Gebot, das mit der Heiligung des Sabbats zu tun hat, braucht ziemlich viel Platz; und insgesamt nehmen die gottesbezüglichen Gebote I bis III ungefähr achtzig Prozent des Textvolumens ein.

IV. Die Zehn Gebote gelten oder galten lang als Gründungsdokument so ungefähr das Monothemis. Das sind sie schwerlich, in keiner von beiden Hinsichten. Denn zum einen stellen ihre sittlichen Forderungen so ungefähr das Minimum dessen dar, was in einer Gesellschaft anerkannt sein muss, wenn sie überhaupt funktionieren soll. Die Verbotform klingt grimmig, macht es den Leuten aber faktisch recht einfach: Sie müssen bloß bestimmte Dinge bleiben lassen, und sie stehen schon auf der richtigen Seite. Eine Unterlassung verlangt immer weniger als eine Tat, „du sollst nicht“ ist rascher erfüllt als „du sollst“. So bedeuten die Zehn Gebote bloß die regionale Ausformung eines universalen Programms: Denn stehlen, morden, lügen, das lässt keine Gemeinschaft ungeahndet.

V. Zum anderen erscheint der Monotheismus, trotz des herrlichen Tons, hier vorerst in einer bezeichnend bescheidenen, gewissermaßen embryonalen Frühform. Schauen Sie sich den zentralen Satz einmal genau an: Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Das ist kein monotheistischer Satz. Er setzt im Gegenteil die Existenz anderer Göt-

Ich bin dein Gott

Vom Unterschied zwischen Treue und Glauben.
Anmerkungen zum ersten Gebot:
Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.

Von Burkhard Müller

ter voraus, so wie die Monogamie die Existenz anderer Männer und Frauen keineswegs in Abrede stellt, sondern vielmehr zu ihrer Voraussetzung hat. Den springenden Punkt stellt es dar, dass man unter den vielen anderen sich gerade für diesen einen oder diese eine entscheidet. Dieser Gott bezeichnet sich selbst als eifersüchtig, ein Wort, das die Einheitsübersetzung zu meinem Erstaunen aus der Luther-Übersetzung so hat stehen lassen, obwohl es sich im modernen Sprachgebrauch weitgehend auf die sexuelle Exklusivität beziehungsweise die Sorge um sie einengt. Aber genauso ist dieses Verhältnis gedacht. Im Alten Testament finden sich zahlreiche Stellen, wo das Volk Israel mit der Braut und Gott mit dem Bräutigam verglichen wird. Es handelt sich um eine Beziehung der Treue und nicht des Glaubens.

VI. Das Christentum hat alles unternommen, um den Unterschied zwischen diesen affektiven Lagen und damit zwischen beiden Religionen zu verwischen. In vielen Sprachen hat es damit Erfolg gehabt, indem es die semantische Differenz einbnete. Griechisch *πίστις*, lateinisch *fides*, englisch *faith* bezeichnen gleichermaßen Treue und Glauben; leider, wie man sagen muss, im Deutschen allerdings sehen wir den Unterschied klarer: Treu ist, wer die anderen verschmäht; gläubig, wer ihre Existenz leugnet. Natürlich gibt es auch im Deutschen die Zwillingsformel von Treu und Glauben. Aber man übersche dabei nicht, welche Kluff dieses „und“ darstellt. Es verhält sich damit ungefähr so wie mit *law and order*: Es gibt mancherlei Ordnung, die mit Gesetzlichkeit nichts zu tun hat.

In diesem Unterschied zwischen einer Treue- und einer Glaubensbeziehung darf man die eigentliche Differenz von Judentum und Christentum verorten. Das Judentum funktioniert im Wesentlichen als die Abstammungsgemeinschaft einer Gruppe, deren Hauptaugenmerk darauf liegt, sich als Minorität nicht mit den anderen zu vermischen, auf dem Ideal der Reinheit also. Das Christentum hingegen versteht sich als Universalverheißung an alle Menschen, die es freilich, wenigstens am Anfang seines historischen Daseins, erst einmal für sich gewinnen muss. Seine Wahrheit ist ja keineswegs durch Augenschein gedeckt; sondern schon sein erster großer Verkünder Paulus hat Jesus gar nicht mehr persönlich kennengelernt und braucht für seine Behauptung (die Behauptung einer umstürzenden Neuerung) darum eine ganz andere Energie, als er sich auf Vorhandene beruft und zur Bestätigung bloß eine Ähnlichkeit vorweisen muss. Entsprechend wird die in Gott gestiftete Gemeinschaft im jüdischen Fall durch die Versuchung, im christlichen aber durch den Zweifel gefährdet. Die jüdische Gemeinschaft weiß, weniglich ihre Mitglieder sich dem, was dieses Wissen von ihnen fordert, nicht immer gewachsen fühlen. Die christliche glaubt, und glauben fällt in dem Maß schwerer, als glauben bekanntlich nicht wissen heißt. Was dem Glauben an Wissen fehlt, muss der Gläubige durch eigenen Kraftaufwand kompensieren. Es ist eine innere Haltung, um die es

dabei geht, und darum kann auf die Ausdifferenzierung in äußere Regeln weitgehend verzichtet werden. Das Judentum hingegen setzt den Akzent auf das äußere Verhalten, das ein solches der rigiden Abgrenzung ist, und gestaltet sich darum zu einer Religion der Gesetze. Infolgedessen gibt es im Christentum nur zwei Gebote, die Liebe zu Gott und zum Nächsten, im Judentum aber, wie es heißt, 613.

Der Unterschied zwischen den beiden Kernsätzen des Juden- und des Christentums, „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben“ zu „Ich glaube an den einen Gott“, ist also einer ums Ganze, so ähnlich sie sich auf Anlieh auch sehen mögen. Es stehet gegeneinander die Textsorten des Gebots, das man selbst abzulegen hat. Der Jude findet sich als Du angeredet, der Christ spricht selber als ein Ich.

Insofern das Judentum die Treue zu dem einen Gott verlangt, kommen die übrigen Götter lediglich als mögliche Ablenkung für die eigenen Leute in Betracht. Ob die Götter der anderen existieren oder nicht, steht gar nicht zur Debatte; im Grunde so wenig wie bei Epikur, der ihre Existenz zugestehet, aber meint, sie gingen uns nichts an. Der Zorn Jahwes gilt nicht den Götzen, sondern dem Götzendienst.

VII. Das Judentum, wenigstens in seiner alttestamentarischen Form, stellt eine sozusagen bloß physische Religion dar. Mit dem Tod des Menschen endet Gottes Macht und Zuständigkeit. Was Jahwe seinen Getreuen stattdessen in Aussicht stellt, sind rein irdische Verheißungen: ein hohes Alter, materielles Wohlergehen, die zahlreiche Nachkommenschaft. Dieser letzte Punkt bildet den Kern von Gottes Bund mit Abraham: Seine Nachkommen würden zahlreich sein wie der Sand in der Wüste und die Sterne am Himmel. Ja, die Treue wird idealerweise selbst dann nicht angefochten, wenn das Verheißene ausbleibt oder, nachdem es bereits gewährt ist, nachträglich wieder zurückgenommen wird. Um dieses Thema geht es in den Erzählungen von Hiob und der Opferung Isaaks: Es sind Leidensgeschichten der unbelohnten Treue. Die Geschichte des Volkes Israel hat Karl Kraus, ein abtrünniger Jude, sifisant gemeint, erinnere ihn an einen Vorzugsschüler, den der Lehrer zum Zeichen seiner Gunst immer wieder durchfallen lasse.

Die Verheißung des Christentums hingegen ist ganz und gar metaphysischer Natur. So, wie Christus von den Toten auferstanden sei, werde auch der Christ, der an ihn glaubt, auferstehen. Die Zusage ist unmittelbar an ein Fürwahrhalten geknüpft, wie es auch der Apostel Paulus mit aller wünschenswerten Deutlichkeit formuliert. Am Horizont des Denkbaren steht dabei immer die Möglichkeit, dass Gott beziehungsweise der auferstandene Christus nicht existieren könnten – eine Möglichkeit, die der Christ panisch von sich weisen muss, weil sie sein alles entscheidendes Heilschicksal bedroht. Wer es vermag zu glauben, erlangt das ewige Leben; wer nicht, ist dem ewigen Tod verfallen. Das ist nicht ganz fair,

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Wo waren Sie an jenem Morgen, als der große Krieg begann? Hier ist meine Geschichte: Der Krieg sprach zu mir mit dem fernem Grollen der Explosionen vor dem Fenster. Ich konnte es nicht glauben, dachte, ich befände mich in einem Traum. Dann knallte im zweiten Stock des Hauses meiner Freunde in der Nähe von Kiew die Tür zu, und Hausschuhe polterten die Treppe hinunter. „Der Krieg hat begonnen“, sagte Katja, die Hausbesitzerin. Ihre Stimme klang nach dem Schlaf rauch und männlich, heiser und rauchig. Aber in Wirklichkeit war es der Klang einer urzeitlichen Angst. Ein großer Hund stand in der Küche vor dem Fenster, blickte in den dunklen Himmel, bellte nervös und verfolgte die Geräusche von Raketen und Kampfflugzeugen.

Jeder Ukrainer, jede Ukrainerin wird sich für immer an den düsteren Morgen des 24. Februar 2022 erinnern, als die vollumfängliche Invasion begann. Manche wachten durch die Explosionen auf, andere durch die alarmierten Rufe ihrer Angehörigen – aber jede Person erinnert diese Sekunde bis ins kleinste Detail.

Danach gab es viele verschiedene Momente – Alarme und Tränen, Schmerz und Wut. Aber diese ersten Sekunden erinnern mich an ein Standbild. Wie in einem 3-D-Programm kann ich alle Details um mich herum wiedererlebenslassen, einschließlich der Raumtemperatur, der Gläser auf dem Tisch von unserer vorabendlichen Zusammenkunft, der Uhrzeiger über der Tür, des Hundegeruchs im Zimmer, der kühlen Bodenfliesen. Vielleicht werde ich mich genauso eindrucklich und tief an den Moment erinnern, wenn ich höre, dass der Krieg beendet ist – falls ich diesen Moment noch erleben werde, natürlich.

Seitdem sind zwei funktlose Jahre vergangen. Was hat sich in und um uns verändert? Die bedeutendste Veränderung ist, dass wir uns an den Krieg gewöhnt haben – er ist Teil unseres Lebens, unserer täglichen Routine. Das ist die erschreckendste Veränderung, denn wir haben uns an etwas absolut Abnormales und Schreckliches angepasst. Wir haben gelernt, zu leben, ohne den Krieg zu beachten.

Wenn heute in Kiew der Luftalarm ertönt, eilt fast niemand mehr in den nächsten Schutzraum – die Menschen erledigen ohne Hast ihre gewohnten Aufgaben. Der Tod hat die Züge einer antiken griechischen Tragödie angenommen, in der er nun von Schicksal und Fügung bestimmt wird, da fast kein Einfluss auf ihn. Es kann passieren, dass heute eine Rakete in dein Haus einschlägt, das Café trifft, in dem du gerade deinen Cappuccino bestellst, oder den Bahnhof zerstört, an dem du deine Freunde treffen wolltest. Es ist praktisch unmöglich, sich davor zu schützen, also müssen wir es als tägliche Wahrscheinlichkeit akzeptieren. „Dein Wille geschehe“, wie wir Atheisten sagen.

Todesfälle gibt es zuhauf. Im Frühjahr 2022, als die ersten Särge der gefallenen Soldaten von der Front in meine Stadt gebracht wurden, wurde jeder Tod als persönliche Tragödie empfunden. Als der Leichenwagen durch die Straßen fuhr, fielen die Menschen auf den Bürgersteigen auf die Knie und legten Blumen auf den Bürgersteig, und bei den Beerdigungen versammelten sich Menschenmengen. Jetzt gibt es auf dem städtischen Friedhof eine ganze Sektion mit Soldatengräbern, auf jedem einzelnen flattert eine ukrainische Flagge. Angehörige, Kollegen aus dem zivilen Leben und Frontkameraden begleiten den Sarg; meist ist es eine kleine Prozession. Die Menschen auf den Straßen halten respektvoll inne, aber sie weinen nicht mehr und knien nicht mehr nieder. Insgesamt ist es für sie angenehmer, wegzuschauen oder in den nächsten Laden zu eilen, um eine persönliche Begegnung mit dem Tod eines Menschen zu vermeiden, der sein Leben für unser Recht geopfert hat, in relativ friedlichen Gebieten zu leben.

Verurteilen Sie diese Menschen nicht, sie sind nicht zynisch oder kaltherzig. Es ist nur so, dass es in den letzten zwei Jahren so viel Tod, Schmerz und Leid gegeben hat, dass die Tränen verflissen, Emotionen verblasst sind und der Schock über jede weitere tragische Nachricht uns lähmt, sich aber dann schnell wieder legt.

Ich übertreibe nicht, glauben Sie mir. In Char'kam kann nach einem russischen Beschluss eine



Leben geht weiter: Der Rodelberg in einem Wohngebiet in Dobropilla und die Abraumhalde des dortigen Kohlebergwerks (unten) in diesem Winter.
Foto: Daniel Pilz

ist surreal. Ich kann nicht glauben, dass das wahr ist. Verzeih mir alles. Ich habe auf deinen Anruf gewartet, wie du es versprochen hast, aber das Warten wird kein Ende haben ...

Dies sind nicht die eindrucksvollsten Geschichten dieser Kriegszeit – nur zwei Nachrichten vom Morgen, während ich diesen Beitrag schreibe. So sieht der Alltag seit zwei Jahren aus, 730 Vormittage hintereinander. Jeden Tag sterben wehrlose, unschuldige, ganz normale Menschen, die von Russland in einem Supermarkt, auf der Straße, in ihren eigenen Häusern getötet werden. Aber es sterben nicht nur zufällige Zivilisten, jeden Tag tötet Russland unsere Soldaten. Die Welt hat den Gedanken akzeptiert, dass das Sterben von Soldaten normal sei – als Teil einer Statistik des Krieges. Aber sind Soldaten etwa keine Menschen? Können sie einfach so getötet werden, indem man in unser Land einmarschiert? Wer hat wann beschlossen, dass das Töten von Soldaten kein Verbrechen ist?

Wir sind alle ein bisschen gestorben

Schicksal ohne Gott: In den zwei Jahren von Russlands großem Angriffskrieg ist die Tragödie für die Ukrainer zur täglichen Normalität geworden.

Von Andrij Ljubka



ganze Familie ums Leben, die Eltern und ihre drei Kinder. Die Russen hatten ein Ollager attackiert und ein Treibstoffleck verursacht, das das Dorf sorgte, dass sich Öl die Straße hinter ergoss und Dutzende von Häusern in der Wohngegend in Brand setzte. Es war eine buchstäbliche Hölle auf Erden, in der die Menschen bei lebendigem Leib verbrannten. Der Vater und ein Sohn waren im Hausflur, versuchten zu entkommen. Die Mutter und ihre beiden anderen Kinder waren im Badezimmer. Der jüngste Sohn, Pawlo, war sieben Monate alt. Seine Mutter drückte ihn fest an sich, als sie starben. Das Baby brannte in dem Feuer so stark, dass nichts übrig blieb, nicht einmal seine Knochen – nur Asche.

Eine andere Geschichte. Ein ukrainischer Soldat, der erst am 31. Januar aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt war, nachdem er zwei Jahre lang Demütigungen und Folter über sich ergehen lassen musste, wurde am 8. Februar auf einer Kreuzung von einem Lastwagen erfasst und getötet. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft hatte er nicht einmal die Gelegenheit, seine Tochter Valerija Halkina zu sehen, die als Flüchtling in Lissabon lebt. Sie schrieb auf Instagram: „Harke ist mein Vater verstorben. Im töte nicht der Krieg, nicht die Kugel, nicht zwei Jahre Gefangenschaft. Er überquerte einfach die Straße und wurde von einem Wagen getötet. Es

Besonders wenn man bedenkt, dass die ukrainische Armee hauptsächlich aus Zivilisten besteht: Menschen, die sich freiwillig zur Verteidigung ihres Landes gemeldet haben oder aufgrund der staatlichen Einberufung mobilisiert worden sind. Diese Menschen hatten bis zu ihrem Einberufung militärische Ausbildung, waren Manager in Büros, Busfahrer in der Stadt, Pizzabäcker in modischen Restaurants – genau wie Sie, die Sie jetzt diese Zeilen lesen.

Nehmen wir meinen Freund Maksym Plescha, einen 32 Jahre alten Künstler, dessen Lebensstil den eines Hippies verkörperte, ein echter Freigeist. Er liebte seinen Lebensumhalt, in dem er Portraits von Menschen auf der Straße malte und Aufträge zur Restaurierung von Kirchenmalereien annahm. Er zog als Freiwilliger in den Krieg, obwohl er keinen militärischen Hintergrund hatte. Er wurde zweimal verwundet und überlebte die Gefechte um Bachmut im letzten Winter. Nach seinen Verletzungen schertzen wir, dass er neun Leben habe, wie eine Katze. Diese zusätzlichen Leben haben ihn mehr als einmal gerettet, aber wenn der Krieg zwei Jahre lang jeden Tag weitergeht, sind selbst neun Leben nicht genug. Maksym wurde letztes Jahr getötet, zur Beerdigung wurde er – ein stattdischer Mann – in einem geschlossenen Sarg gebracht, da sein Körper stark verstümmelt war. Ist die Tötung eines solchen Soldaten ein Verbrechen oder nicht?

Und nun lassen Sie uns gemeinsam die Frage beantworten, die mir sehr oft in verschiedenen Ländern gestellt wird: „Schreiben Sie derzeit Bellettristik?“ Die Antwort ist offensichtlich. Wir leben jeden Tag inmitten eines solchen Wirbelstürms von Geschichten, dass das fiktive Schreiben einfach vor der Realität kapituliert. Kein Roman kann mit dem Strom alltäglicher Geschehnisse aus dem Leben der einfachen Ukrainer konkurrieren.

Die Funktion der ukrainischen Literatur besteht heute einzig darin, Zeugnis abzulegen, Schicksale zu beschreiben, Verbrechen zu dokumentieren. Als ich über Maksym schrieb, dankten mir seine Verwandten dafür, dass auf diese Weise die Erinnerung an ihn ein wenig länger leben wird, mehr Menschen von seinem Leben erfahren. Die Literatur wird zu einer Art Psychotherapie, die hilft, die größten Verluste zu ertragen, und die Hoffnung gibt, dass all dies nicht vergehlich ist, dass wir gehört werden.

Dies sind keine leeren Worte. Während des Krieges, inmitten einer tiefen Wirtschaftskrise, verdoppelten sich die Auflagen ukrainischer Bücher – der Buchmarkt blieb einer der wenigen profitablen des Landes. Das ist nur auf den ersten Blick paradox: In Zeiten von Turbulenzen und Unsicherheit brauchen die Menschen Bücher. In diesen Zeiten Schriftsteller zu sein ist sowohl ehrenvoll als auch extrem herausfordernd, denn die Literatur von heute unterhält nicht. Sie hilft und rettet. Allerdings birgt sie auch eine gewisse Gefahr: Wenn Sie eine große Bibliothek in Ihrer Wohnung haben, dann wird Ihre Wohnung nach einem Raketenangriff viel schneller brennen als andere, und der Feuerwehrlösch bleibt vielleicht keine Zeit, Sie zu retten.

Aber das lässt sich nicht vorhersagen. In zwei Jahren Krieg haben wir gelernt, wie schon gesagt, uns auf Schicksal und Fügung zu verlassen. Wir haben uns an das Sterben um uns herum gewöhnt und akzeptiert die Möglichkeit unseres plötzlichen Todes. Wir reagieren nicht mehr so heftig wie früher auf schreckliche Nachrichten. Unsere emotionale Haut ist dicker geworden. Vielleicht ist sie aber auch nur allmählich verkümmert, denn mit jedem Tag des Grauens, in das sich unser Leben verwandelt hat, sind auch wir alle langsam und schleichend gestorben. Alle sind zu Opfern des Krieges geworden, sowohl diejenigen, die er getötet hat, als auch diejenigen, die (bisher) das Glück hatten, zu überleben.

In diesen zwei Jahren haben wir uns an den Krieg und die Tragödie gewöhnt – und begonnen, sie als neue Normalität zu betrachten, als Teil unseres Alltagslebens. Und das ist das Schlimmste.

Aus dem Ukrainischen von Elisabeth Bauer.

Andrij Ljubka, Jahrgang 1987, ist Schriftsteller und Übersetzer und lebt in Uschhorod.

Fortsetzung von der vorherigen Seite

Ich bin Gott

denn unser Glaube hängt so wenig von unserem Entschluss ab wie unsere Liebe, die das Christentum ja gleichfalls als Bringschuld einfordert. So wird es dem Christen schwer gemacht, wenn Dinge als Verdienst oder Versagen behandelt werden, die unserem Willen entrückt sind – während man sich zur Treue ja immerhin zwingen kann. Der Begriff der Liebe übrigens spielt bei den Zehn Geboten so wenig eine Rolle wie der Glaube, auch in dem ersten. Und die Zehn Gebote sind, wie man weiß, nicht nur ein Gebot, sondern eine Liste von Geboten, die man nicht tun darf, damit ihre Erfüllung im Alt gesichert ist. Dass man sie auch lieben soll, wird nicht gesagt; es enthielte eben ebenso unwirksam wie handelichen Überschuss. Der Dekalog bewahrt hier seine vor allem praktische Qualität.

Der Einsatz selbst ist im Christentum deutlich höher als im Judentum, zumal das Christentum ja auch noch ein Gegengewicht zur ewigen Seligkeit eingeführt hat, das abgrundtiefe Unglück der Hölle nämlich. Zugleich aber lässt sich schlechtere Dinge nicht kontrollieren, ob solche Verheißungen und Drohungen denn auch wirklich eintreffen oder nicht. Im selben Maß, wie es im Jenseits unendlich besser oder aber unendlich schlimmer kommen kann, so ist es auch hier. Es geht um die ewige Vergeltung. Ob jemand lange lebt und es ihm wohl ergeht auf Erden, lässt sich durchaus nachprüfen; ob er in den Himmel

oder die Hölle gekommen ist, dafür gibt es hingegen keinerlei hiesige Indizien. Folgerichtig verzeichnet das „Wörterbuch des Teufels“ von Ambrose Bierce unter dem Stichwort „Sterblichkeit“: „der uns bekannte Teil der Unsterblichkeit“. Alles hängt von der vorausgesetzten Allmacht Gottes ab. Das Vorhandensein irgendwelcher anderer göttlicher Wesen würde mit seiner Allmacht zugleich seine Heilskompetenz bedrohen, ja vernichten, und damit das ewige Leben, das den Christen in Aussicht gestellt ist. So muss Gott im Christentum aus absoluten Monopolisten werden. Es darf keine anderen Götter mehr geben.

VIII. Man beachte demgegenüber die relative Schwäche, die Gott als Gesetzgeber in der Formulierung des ersten Gebots erkennen lässt. Trotz Blitz und Vulkanrauch überschreitet sein Repertoire kaum das eines irdischen Herrschers; und auch die Machtmittel, mit denen er locken oder drohen kann, bewegen sich ganz im diesseitigen Rahmen. Huld vermag er Tausenden zu erweisen wie der Sonnenkönig, doch nicht Gnade wie ein höheres Wesen. Und selbst dass er die Sünden der Väter bis in die dritte und vierte Generation verfolgen will, zeigt, neben einem außergewöhnlich nachtragenden Charakter, eigentlich bloße Langlebigkeit, die ihr Maß eher an den Bäumen als an den Bergen nimmt. Über so etwas wie Himmel und Hölle verfügt Jahwe nicht.

Liegt der Schwachpunkt des Christentums in seinem Mangel an Glaublichkeit (die aber einem allmächtigen Gott letztlich egal sein kann), so muss der Gott des Alten Testaments, hierin sehr verletzlich, um die Gefolgschaft bringen. Keineswegs donnert er, wie er es vor Hiob tut: Wo warst du, als ich Himmel und Erde erschaffen habe? Die Rolle des Schöpfers fällt ihm offenbar erst später zu. Stattdessen gerät er ins Argumentieren und Beschwören: Ich bin dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat ... und rechnet also implizit mit Widerspruch, Widerstand und Vergessen. Nicht ohne Grund übrigens: Noch während Moses sich auf dem Gipfel des Sinai aufhält, hat das

Volk, dem das alles zu lang dauert, sich einer anderen Gottheit zugewendet und tanzt um das Goldene Kalb. Das ist es, was Moses zu sehen bekommt, als er zurückkehrt; und voller Wut zerschlägt er die eben erst empfangenen Gesetzestafeln, woraufhin er sich an einen zweiten mühseligen Aufstieg machen muss, um Ersatz zu holen.

IX. Die jüdische Tradition hat die Bilder- und Verbotverbot um Verbot, andere Götter zu haben, als eigenen Abschnitt abgetrennt, und darin folgt ihm die Gliederung unserer Vortragsreihe; die christliche Tradition hingegen begreift es beim ersten Gebot mit ein, gewissermaßen als bloße Fußnote. Das geschah natürlich zum einen, weil es auf diese Weise den Rang eines selbständigen Gesetzes verlor und die Christen sich dadurch ermutigt fühlen, Gott dennoch bildlich darzustellen, was nicht immer zu glücklichen künstlerischen Lösungen führte – man denke an den Schöpfergott in der Sixtinischen Kapelle von Michelangelo, wie er nach getanem Werk im rosa Nachthemd dawschwebt und dem Betrachter sein kaum verhülltes Gesicht zuneigt. Zum anderen aber besteht wirklich eine innige Verbindung zwischen den Verboten von Bild und Götzendienst.

Bilder sind das, was die anderen haben, die Sesshaften, die ihre religiösen Einrichtungen an bestimmte Orte binden. Außerhalb ihrer Siedlungsgebiete zieht das Volk Israel in seiner Frühzeit umher, und folglich muss, was zum Kultus gehört, ebenfalls transportabel sein. Erst lang nachdem die Israeliten sich im Gelobten Land niedergelassen haben, kann sich Jahwe entschlüsseln, statt der Stützhölle, einer zeltartigen Konstruktion, einen ortsfesten Tempel zu beziehen. Das Volk Israel soll sich von den anderen vor al-

lem unterscheiden. So entsteht das Bilder- und Verbotverbot aus demselben Geist wie das Verbot von Schweinefleisch: Schweine sind das typische Vieh und Nahrungsmittel ortsansässiger Ackerbauern, während die Nomaden solche Haustiere bezuziehen, die über weite Strecken getrieben werden können, sprich Schafe und Ziegen, später auch Kamele. Du sollst kein Schweinefleisch essen heißt darum dasselbe wie du sollst dir kein Bildnis machen, nämlich: du sollst keine Gemeinschaft mit den anderen halten, vor allem nicht in den zwei zentralen Bereichen der Kult- und der Speisegemeinschaft. So bekräftigt das Judentum, wie nach ihm der in ähnlicher Umwelt entstandene Islam, die uralte Feindschaft zwischen Ackerbauern und Viehzüchtern, Farnern und Ranchern, Kain und Abel.

X. Es bleibt die Frage, weshalb das Christentum eine ihm derart heterogene Tradition wie die jüdische in sich aufgenommen hat. Wobei dies eine recht bezeichnende Formulierung bedeutet: Nietzsche spricht davon, dass die Christen den Juden deren heiliges Buch förmlich unter dem Leib weggezogen hätten. Vieles am christlichen Antijudaismus, der die Juden des Gottesverrats bezichtigt, lässt sich aus dieser Unrechtheit herleiten, wie bei dem Dieb, der im Getümmel Halten den Dieb'rauf, um desto sicherer mit seinem Fang zu entweichen. Im Grunde aber kann das Christentum mit dem Alten Testament, diesem großen Haushaltungsbuch des Volkes Israel in seiner bunten Mischung aus Gesetzgebung, Geschichtsschreibung, Prophezeiung, Gebeten, Liebeslyrik und manchem anderen, ja gar nichts anfangen. Trotzdem hielt es aus Gründen, die in seiner Frühzeit liegen, diese Aneignung für unumgänglich. Es vollzog sie, indem es systematisch das,

was beide Religionen trennt, überspielt. Auf welche Weise man den kategorischen Unterschied von Treue und Glauben zum Verschwunden brachte, nämlich indem man die entsprechenden Begriffe bis zur Unkenntlichkeit verbog, davon war schon die Rede. Ansonsten verfuhr man mit der heiligen Schrift der Juden, indem man sie einer arbiträren allegorischen Deutung unterzog, beispielsweise jedes Stück Holz, das irgendwo auftauchte, zu einer Präfiguration von Christi Kreuz erklärte. Was man gar nicht brauchen konnte, wurde ignoriert, die zahlreichen Gesetzesvorschriften vor allem. Auch das erste Gebot wurde auf diese Weise misshandelt und um das Bilder- und Verbotverbot verkürzt. Jesus war zweifellos ein Jude und ein Prophet gewesen, der keine Tradition als die jüdische kannte. Darüber kam den Christen nicht hinweg. Sie wollten es aber auch nicht einsehen, sondern behaupteten lieber, die Juden hätten ihn getötet. Das Christentum begann jedenfalls als jüdische Sekte und wäre wahrscheinlich mit dem Tempeljudentum in der Katastrophe des Jahres 70 zugrunde gegangen, wenn Paulus es zu diesem Zeitpunkt nicht schon aus seinem engen Entstehungskreis hinausgeführt hätte. Man versteht die Bibel, dieses merkwürdige Zwie-Buch des Christentums, vielleicht am ehesten, wenn man seinen im Verhältnis zur eigentlichen Heilsgeschichte überlagerten ersten Teil als die krasse Narbe betrachtet, die am jungen Körper zu rückblüht, als er sich vom älteren abschneidet. Das „Alt“ im Alten Testament bedeutet dabei: das, was veraltet, und das, was durch Alt ehrwürdig ist. Andersherum gilt das für die Zehn Gebote – und unter diesem wiederum am meisten für das erste.

Burkhard Müller lehrte Latein an der Technischen Universität Chemnitz. 2020 erschien seine theologische Streitschrift „Für unsere Sünden gestorben?“ Im Mai wird „Die Elbe – Der andere deutsche Strom“ herauskommen. Der vorliegende Text wurde als Rede im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Zehn Gebote in zehn Geschichten“ in Frankfurt gehalten. Der Vortrag über das Zweite Gebot findet am 26. März 2024 statt und wird danach an dieser Stelle zu lesen sein.

Foto Sebastian Mast